

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 181.

Dienstag, 5. Juli

1932.

Schicksalschatten über Gandria

Roman von Felix Neumann

(Nachdruck verboten.)

(19. Fortsetzung.)

„Ich — freue — mich —“

Wie gehaucht kamen die Worte heraus.

Böshardt fuhr fort: „Und dann soll ich Ihnen Grüße bestellen und die besten Wünsche zur Genesung. Von allen, die gestern dabei waren —“

Er log, um Fe eine Freude zu bereiten.

Er log, denn er erfuhr telephonisch aus dem Bristol-Hotel, daß Kumbrod und Gorissen abgereist waren, daß die „Arion“ Ersatz für die Dubrowa suchte und die Filmaufnahmen abgebrochen worden waren. Das alles durfte die Kranke zunächst nicht erfahren.

Und in beruhigendem Tone fuhr er fort: „Die Ärzte sind voll Hoffnung. Ein bis zwei Wochen, dann ist alles überwunden! Später eine schöne Reise zur Erholung und — fern allem Unerfreulichen, werden Sie schnell genesen.“

Sein Blick glitt über Böshardts Gesicht.

Mit schwacher Stimme forschte sie:

„Haben Sie denn soviel Zeit für mich? Heute vormittag, als ich erwachte, waren Sie doch auch da?“

Wilm nickte.

„Ich habe mir Urlaub genommen! Sie werden mich nicht eher wieder los, bis ich Sie gesund weiß!“

Die Dubrowa hob langsam die Hand und betastete den Verband.

Wie Erschrecken zuckte es um den Mund.

„Mein Gott! Was — wird — damit — werden?“

Der Operateur schüttelte den Kopf.

„Machen Sie sich keine Sorge! Sie sind in Händen von tüchtigen Ärzten.“

Eine Weile herrschte Schweigen.

Dann sagte Fe: „Wo — ist — Herr — Kumbrod?“

Langsam wandte sie das schmerzende Haupt.

Böshardt zuckte gleichmütig die Achseln.

„Ach — ja! Das wollte ich Ihnen noch sagen. Seine Anwesenheit in Berlin war dringend erforderlich. Depechen kamen, Briefe! Er mußte sofort abreisen.“

Nach einer längeren Pause: „Und — Herr Gorissen? Er wollte doch —“

Wilm blickte angelegentlich zur Seite.

„Der? Geschäftliches rief ihn nach Zürich! So — sagte er wenigstens. Auf jeden Fall — er ist fort!“

Fe schloß erneut die Augen.

Ihr müder Geist, noch geschwächt von allem, was sie erlebte, bemühte sich, die Dinge klar zu sehen.

Also: Kumbrod und Gorissen verließen Lugano! Und auch die anderen, die sie sonst mit saden Schmeicheleien umgirteten, suchten das Weite.

Man vertauschte nicht gerne den Tanzsaal oder die Firtipromenade mit dem ernststen Milieu des Krankenzimmers.

Da mußte man Opfer bringen und — das paßte diesen Rittern mit dem falschen Ehrgefühl nicht.

Und als sie wieder die Augen aufschlug, sah sie Wilm Böshardt sitzen, das Haupt in die Hand gestützt.

Sein Blick war zum Fenster gerichtet, wo der Abendhimmel aufzuflammen begann.

Sie wußte: Seit gestern, seit jener furchtbaren

Stunde, war er nicht von ihrer Seite gewichen. Treu wie ein Hund wachte er an ihrem Schmerzenslager.

Wenn sie wieder hergestellt war, wenn sie wieder im Mittelpunkt von Ruhm und Glanz stand, wenn die Welt der Wiedergenesenen huldigte, wollte sie Wilm sein. Aufopferung gewiß nicht vergessen.

Er hatte es verdient.

Auf irgendeine Weise mußte sie ihm dann danken, aber wie? Sollte sie ihm etwas schenken?

Und ihre Gedanken schweiften weiter.

Was erzählte man sich von ihm? Er wäre über Nacht ein reicher Mann geworden?

Das konnte nicht wahr sein, denn dieser Wilm blieb auch jetzt bescheiden und freundlich.

Jeder andere wäre vom Größenwahnsinn befallen worden und hätte sein Glück in die Welt hinausposaunt. Wer brachte das Märchen auf? Die Lyon!

Oh — die Lyon! Die log, verleumdete und war zu allem fähig.

Und nun fielen ihr die Einzelheiten ein, wie sich ihr Sturz vorbereitete.

Ja — sie spürte, daß ihr Fuß ins Gleiten kam, aber es wäre ihr wohl gelungen, einen Anfall zu verhüten, wenn ihre Partnerin nicht in diesem Augenblick mit fanatischer Wut zugegriffen hätte. Das markierte Spiel wurde zur Wirklichkeit, die Filmhandlung zur Lebenstragödie.

Ah — die Lyon wußte sehr wohl, was sie tat! Sie wollte eine Nebenbuhlerin beseitigen, um selbst an die Stelle zu treten.

Nun stand die Sonne gerade über dem Gipfel des Monte Salvatore. Die Bucht von Paradiso mit ihren Prunkbauten lag im Schatten, während der Hang des Monte Bré sich noch behaglich im Glanz der warmen Strahlen dehnte.

Leise schaukelte der Vorhang vor dem Fenster im lauen Winde hin und her.

Wilm Böshardt blickte auf den Schmuck.

Lastend glitten die Sonnenfünfchen über den Rubin und ließen ihn tiefrot aufleuchten. Rot wie das Blut, das gestern über Fe's Wangen rieselte.

Und sie wanderten weiter.

Die Smaragde flammten grün auf gleich den frischen Wiesen um Sonvico, wo die Narzissen blühten.

Und dann erwachte der Brillant und schickte seine zuckenden Lichter nach allen Seiten.

Edelsteine erlesenster Art.

Wilm dachte nach. Wenn er wollte, konnte er sich soviel Schmuck erwerben, wie ihm beliebte.

Wählen konnte er in kostbarem Geschmeide. Alles stand ihm zur Verfügung. Nur eines mangelte ihm, nur eines konnte er nicht erhandeln mit einem Scheck aus seinem Buche auf die Rotterdamer Bank: Ein Menschenherz, das ihm wirklich in Liebe zugetan war.

Die Weiber, die alles opferten, um ein Wohlleben zu führen, ekelten ihn!

Vielleicht, wenn das Glück ihm hold war, fand er später einmal am Wege ein schlichtes Tausendschönchen,

ein armes Mädchen, das er überschütten konnte mit den köstlichsten Gaben!

Ein Mädchen, das ihn seelisch liebte und dessen Blick nicht erkaltete, wenn er über sein verkrümmtes Rückgrat flog.

Aber — vielleicht nahm auch diese ihn nur wegen seiner Millionen, und wenn sie anders sprach, heuchelte sie ein Gefühl, das sie gar nicht besaß.

Die Männer vom Schlage Gorissen, die waren die Sieger im Lebenskampf!

Plötzlich fühlte er, wie Fe seine Rechte berührte.

„Woran — denken Sie — mein Freund?“

Er fuhr verwirrt empor und strich sich über die Stirn.

„Ach — manches stimmt einen zuweilen traurig! Die Welt ist voller Flaschheit —“

Die Dubrowa nickte. Dann sagte sie zögernd: „Was — ist — mit der Lyon geworden?“

Wilm fuhr unwillig mit der Hand durch die Luft.

„Denken Sie doch nicht an diese Sache! Jedoch, Sie fragen: Sie ist ausgestoßen und versetzt! Um einen Skandal zu vermeiden, hat die „Arion“ von einer Klage Abstand genommen. Aber was sie tat, — bewußt oder unbewußt — spricht sich herum. Die Lyon ist erledigt! Und ich rate Ihnen, das Gericht nicht in Anspruch zu nehmen, das würde nur die Quelle neuer Aufregungen sein.“

Die Schwester trat ein.

„Verzeihen Sie, Herr Böshardt, aber — wir müssen unsere Kranke schonen, Herr Doktor hat angeordnet —“

Wilm erhob sich.

„Sie haben recht —“

Fe reichte ihm die Hand.

„Sie fahren nun nach Lugano?“

„Er wehrte etwas verlegen ab.“

„Nein — ich habe ein Zimmer im oberen Stockwerk genommen. Hier im Sanatorium. Ich stehe jederzeit zu Ihrer Verfügung, wenn Sie mich gebrauchen sollten!“

Er ging, und die Augen der Dubrowa folgten ihm, bis er die Tür hinter sich schloß.

An einem Tage Anfang Mai verschied Fürst Benvenuto Belmonte in Rom.

Das Ende bedeutete eine Erlösung!

Das Jägerherz, das in unruhigem Takt ihn durch alle Weltteile führte, schlug nicht mehr!

An dem Totenbette standen zwei Frauen.

Sabina Belmonte, die Gattin, aus dem Geschlechte der Grafen Melvogli, und Sabina Eleonora Belmonte, gen. Marli, die adoptierte Tochter des Toten und Erbin der großen Liegenschaften einschließlich der Landsitze in Kairo und Buitenzorg auf Java.

Wenige Tage vor dem Hinscheiden war es gelungen, alle gerichtlichen Formalitäten zu erledigen und den notariellen Akt zu vollziehen.

Und kurze Zeit darauf traf in Berlin Baron Rolf Bertold ein und begab sich zu seinem Freunde, dem Geheimrat Malten.

Der legte ihm die Hand auf die Schulter und sah prüfend in das schmalgewordene Gesicht des Heimgekehrten.

„Welch' eine kurze Spanne Zeit zwischen damals und heute! Und doch — wieviele Ereignisse schloß sie in sich! Sabina und die Fürstin werden in etwa einer Woche hier eintreffen. Es ist so besser, als wenn du nach Rom fährst. Der Respekt vor dem Toten gebietet diese Rücksichtnahme. Und noch etwas, was dich freuen wird: Ramonowski hat den Auftrag erhalten, alle deine Kunstschätze, soweit sie zu erreichen sind, zurückzukaufen. Das dürfte bei den meisten Gegenständen der Fall sein, denn sie befinden sich in Händen des engen Freundeskreises! Später sollen sie dann nach dem Palazzo Riposo gebracht werden, wenn sich alles so entwickelt, wie es sich die Fürstin denkt. Und da du bereits von Pera aus deine Einwilligung gegeben hast, Eurem Kinde — oder vielmehr der Tochter des Fürsten Belmonte — in Jahresfrist wieder Vater und Mutter zu geben, so sehe ich keine unüberwindlichen Hindernisse mehr.“

Rolf nickte wie geistesabwesend mit dem Kopse.

„Ich — kann das alles noch gar nicht fassen! Wie

ein Traum schien es mir, als du das Geld zur Reise sandtest, wie im Traum habe ich die lange Fahrt zurückgelegt. Ich hätte nicht geahnt, daß ich schon nach einem Vierteljahr entführt und befreit von allen Sorgen diesen Boden wieder betreten würde, der mein Glück und auch mein herbstes Leid sah!“

Er reichte Malten die Hand.

„Und dir besonderen Dank! Wie steht es übrigens mit der bedauernden Fe? Sabina schrieb mir von dem Unglück!“

Des Notars Züge wurden ernst.

„Das arme Ding! Die Entscheidung soll in diesen Tagen fallen. Näheres weiß ich noch nicht.“

Ein schwüler Nachmittag lastete über dem See von Lugano und den Gestaden ringsumher.

Das Haupt des Monte Salvatore war umzogen mit schwarzem Gewölk, das bedenklich tief hing, ohne jedoch weiter vorzurücken.

Mit zulezt fahlem Glanz hatte sich die Sonne zurückgezogen. Eine eigenartige bedrückende Dämmerung herrschte.

Wilm kam im Sanatorium die Treppe vom oberen Stockwerk herab und begegnete dem Chefarzt.

Mit verhaltener Stimme fragte er: „Wann werden wir Gewißheit haben?“

„Mein Assistent ist soeben bei Fräulein Dubrowa, um den festen Verband abzunehmen. Die Dame wird dann zunächst nur noch eine schmale Binde zu tragen brauchen.“

„Und ihr Urteil?“

Dr. Gutfargen fuhr mit der Hand glättend über den weißen Operationsmantel.

„Das Nasenbein ist tadellos geheilt. Man kann fast von einem Wunder sprechen. Aber die andere Verletzung! Ja — wenn es sich um einen Messerschnitt gehandelt hätte! Aber der spitze Ast zerriß die Gewebe, und es erforderte unendliche Mühe, die Wundränder aneinander zu passen. Sechs Nadeln waren damals notwendig! Die lange, tiefe Narbe wird allmählich verblasen, aber — daß sie jemals ganz verschwindet, hatte ich für ausgeschlossen!“

Wilm atmete schwer auf.

„Also — mit der Karriere als Künstlerin — ist es aus?“

„Ich sehe keine Rettung. Traurig, sehr traurig, aber nicht zu ändern.“

Böshardt nahm den Doktor am Mantelknopf und näherte ihm sein Gesicht.

„Wie wird die Patientin diese furchtbare Gewißheit aufnehmen?“

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Ich kenne den Charakter der Dame zu wenig! Aber — es gehört Mut dazu, ungeheurer Mut, um sich mit dem Gegebenen widerstandslos abzufinden. Besonders wenn man eine gefeierte Schönheit und Künstlerin war!“

Auf dem Gang zum Vestibül schlug Klirrend eine Scheibe zu.

Gutfargen sah sich besorgt um.

„Wir müssen mit einem schweren Gewitter rechnen. Dem ersten in diesem Jahr! Wir werden sofort alle Fenster schließen, denn schon seht der Wind ein.“

Er ging, um seine Anordnungen zu treffen.

Kuhelos wanderte Wilm durch die Vorhalle, die Gesellschaftsräume und über die Treppen, um Fe zu sprechen.

Nun endlich mußte sie doch kommen!

Aber immer wieder wartete er vergeblich, während in des Zimmers der Assistent den Verband löste.

Die Dubrowa saß im Stuhl, das Antlitz dem Licht abgekehrt.

Um ihre Augen zuckte es in tiefer Erregung.

„Sind Sie zufrieden, Herr Doktor?“

„Vorläufig ja! Sie werden noch eine schmale Binde tragen müssen, um die zart verheilte Wundstelle zu schonen. Nach und nach wird dann die Narbe verschwinden. Sie ist ja erst wenige Wochen alt!“

(Schluß folgt.)

Baumhochzeit.

Von Dr. H. S. Franck.

Unerschöpflich ist die Freude der Menschen über die Blumen-
reize des Lenzes, nur über eines schweigen alle Dichter und Säger:
über die hohe Zeit der Waldbäume. Des Waldes eigene Blüte-
zeit geht von der Öffentlichkeit völlig unbemerkt vorüber, als ob
sie gar nicht stattfände. Kaum, daß einer sich daran erinnert,
wie hochzeitlich die Blütenkerzen der Kiefern im Mai ausgestreckt
waren und wie festlich das wirkte.

Diese Unbänkbarkeit der Menschen hat aber ihre Ursache
in der allzu großen Bescheidenheit der Bäume selbst. Sie feiern
stille Hochzeiten, brauchen und wollen niemand dabei; haben
sie meist schon vollzogen, bevor noch die Menschen an Frühling
denken. Sie haben überhaupt ein stilles, zurückgezogenes Wesen.
Ihr ganzes Verhältnis zum Menschen beschränkt sich darauf,
ihm Schatten zu spenden und ihm zuzuschnitzeln: Geh vorüber!
Sie brauchen uns nicht, unsere Liebe ist sehr einseitig.

Einige Ausländer, die Kaskastanie, die Akazie (die aber
nur eine fälschlich so genannte Akazie ist), der Tulpenbaum, durch-
brechen zwar diese „stille Hochzeiten“ und stellen eine
erdrückende und verwirrende Blütenpracht auf. Unsere Wälder,
wie sie sind, wissen von alledem nichts und werden dennoch frucht-
bar, allerdings auf eine sonderbare Art.

Die große Mehrzahl unserer Waldbäume sind nämlich Wind-
blütler. Und das bedeutet, daß sie alles unterlassen, was ihre
Blütezeit nach außen hin irgendwie auffällig gestalten würde.
Sie beschränken sich bei der Blüthenbildung nur auf das All-
ernotwendigste, und das ist wenig genug. Ein paar Schüppchen
um das winzige Pflanzenei herum zu Schutz und Hülle, ein paar
Griffel und Staubfäden, und das alles recht hoch und lustig hinaus-
gehängt in den Wind, denn der soll ja den leichten Blütenstaub
hinübertragen zu den weiblichen Blüten, womit das Hochzeitsfest
begonnen und sogleich beendet ist.

Weil die Baumblüte des Waldes, dem Boden abgekehrt,
so hoch droben sitzt, nimmt der Wanderer drinnen so wenig von
ihr wahr. Erst wenn sie vorbei ist, fallen ihm die schlaffen, welken,
abgefallenen Käpchen von Eiche und Buche auf den Kopf, und
erst wenn sie reif sind, wehen süßlich in ihrem Federkleid die Pappel-
früchtlchen durch den Kuwald in den ersten windigen Tagen des
Frühlommers.

Dieser Blüthenrichtung halber nennt man die wichtigste
Gruppe unserer Laubwaldbäume Käpchenträger; Buche, Eiche,
Pappel, Erle, Birke, Hainbuche und Espe gehören zu ihnen.

Sie alle blühen schon ganz früh, viele bereits in der ersten
Zeit des Lenzes, da sie sämtlich die Gewohnheit haben, ihre Blüten
schon in den letzten Sommertagen des vorangehenden Jahres
fast fertigzustellen. An den hohen, im Zusammenschluß stehenden
Waldbäumen ist das weiter nicht auffällig, aber an der mehr
einzeln stehenden Birke, dem Erlengebüsch am Bachstrand oder
an den Haseln am Waldsaum, die auch in Käpchen blühen, da
kann man schon im September, wenn noch alles grünt, als wolle
der Sommer nicht mehr enden, versteckt unterm Laub, die dann
steif und hellgelb erscheinenden Käpchen des nächsten Lenzes
erkennen.

Eiche und Buche blühen zur Zeit der Laubentfaltung auf.
Ganz merkwürdige kleine, langgestielt herabhängende kugelige
Blütenbüschel bringt die Buche hervor, die in gar nichts an die
allbekannten Haselnäpchen erinnern. Die weiblichen Blüten
dagegen haben schon in allem die Gestalt der späteren Buchedern.

Das Unansehnlichste, was man sich als Blüte eines so statt-
lichen Baumes, wie es die Eiche ist, denken kann, hat denn auch
die Natur verwirklicht in den Eichenkäpchen. Ein paar dünne,
herabwallende Stengel an den Zweigen, an der Außenseite
der Krone, völlig den Blüten der Menschen entrückt. Und an
ihnen, ziemlich zerstreut, winzige farblose, grüngelbe Staubfäden
mit einigen Hüllblättern. Die weiblichen Blüten verraten noch
gar nicht, daß eine Eichel aus ihnen werden soll. Einzelne oder
zu einigen am Ende langer Stiele wiegt sich ein Köpchen, auf-
gebaut aus sehr vielen kleinen Blättern, in denen der Frucht-
noten verborgen ist. Aus ihnen wird sich das Köpchen der Eichel
entwickeln, aus dem Fruchtnoten dagegen die Eichel selbst. Vor-
läufig aber stäubt die Eiche erst im Maienwind, der um die Kronen
spielt, und niemand denkt daran, daß in der balsamischen Luft
eines solchen Waldfrühlingsabends junge Eichen als Staubchen
umherwirbeln und oft genug vom Spaziergänger verschluckt
werden als Blütenstaub.

Manchmal freilich macht es die Natur sehr sichtbar, mit welcher
ungeheuren Kräften sie auch in der Liebe der Bäume spielt. So,
wenn es im Kiefernwald Schwefel regnet.

Ein prachtvolles Frühlingsgewitter ist gestern vorbeigegangen
und heute stehen die Gleise des Karrenweges, der durch den
mächtigen Forst leitet, voller Pfäfen. Aber diese Wasserlachen
sind schwefelgelb. Mit einem gelbweißen Pulver bestreut, in den
Furchen so dicht zusammengepackt, daß man leicht eine Handvoll
davon aufgreifen kann. Solcher „Schwefelregen“ ist die Baum-
blüte der Kiefer.

Einen herrlichen Anblick bietet der blühende Kiefernwald
etwa in der Löss-Heimat, wenn die frische Maienheide besteckt
ist mit Tausenden und Abertausenden von Ferkeln. An der
Spitze der um diese Zeit saftiggrünen jungen Langtriebe erheben
sich die Samenblüten als aufrechtstehende rötliche Zapfen, schüßend
umhüllt von harzduftenden, silbrigbraun glänzenden Schuppen.
Die Staubblüten wieder sind in großer Zahl am Grunde dieser
Langtriebe in eine Art Käpchen verpackt und entlassen an trodenen,
sonnigen Abenden Millionen von Staubkörnern, die wie kleine
Luftballons hochsteigen und stundenlang wie ein goldener Rauch
im stillen Abendsonnenschein über den Forsten schweben. Erst
in der tauenden Nacht sinken sie nieder und regnen auf die Samen-
blüten. Ganz verschwiegen, im Dunkel der Maienmacht, werden
die neuen Kiefern gezeugt.

Biel hat man schon von dem Wunderwerk des Blütenstaub-
korns der Kiefer geschrieben, und es verdient auch, daß man es
aufmerksam betrachte. Zwei kleine, luftgefüllte Ballons schleppte
jedes Körnchen mit, und ob es nun wahr ist, daß sich im Sonnen-
schein die Luft in diesen Montgolfieren der Natur erwärmt und
ihnen so Auftrieb verleiht, oder ob bloß die Oberflächenergrö-
ßung schon jeden Lufthauch zum Veranlasser eines Fluges werden
läßt, sicher ist, daß die kleinen Ballons mehrere hundert Meter
hoch steigen und viele Kilometer weit fliegen können.

Wieder anders blüht ein Waldbaum, der allerdings, immer
nur eingeprengt in den Bestand, niemals Forst für sich bildet.
Könnte es das, dann wäre die Ahornblüte — denn um den spit-
blättrigen Ahorn und seine Verwandten handelt es sich — das
gepriesenste und auffälligste Frühlingskennzeichen, so schön im
einzelnen und im ganzen ist die Ahornblüte gestaltet und gefärbt.
Vange bevor die großen Blätter erscheinen, schmückt sich der Baum
mit einer Unzahl leuchtend goldgelber Blüten, die, in Massen
beisammenstehend, von Bienen und Fliegen umsummt, ein
Prachtbild blühenden Frühlings gewähren. Gesehen hat jeder-
mann schon die blühenden Ahorne, aber ebenso regelmäßig hat
auch jedermann diese Bäume schon für belaubt gehalten, so sehr
täuscht diese Blütenmasse eine Laubkrone vor.

Goldgrün, aber schon vom schönsten Grün, das nur die Palette
eines Malers zieren kann, sind die fünf Blumenblätter, und in
einem dunkelgrünen Rahmen von ebenso vielen Kelchblättern,
mit dem glühenden Honigtropfen auf der Fruchtscheibe, sind
sie das vollendete Bild einer vollkommenen und edel durchge-
bildeten Baumblüte, die den Wettbewerb mit keiner der schönsten
Blumen zu scheuen hat. Aber die Pracht währt nicht lange: Die
ganzen schönen goldenen Kelche fallen ab, rötlichbraun kriecht
das Ahornlaub aus seinen Knospenhüllen, und gerade dieser hell-
strahlende Baum verwandelt sich in einen dunklen; denn das
Ahornblatt färbt sich bis zum Spätkommer fast grünschwarz.

Ende Mai, wenn alles belaubt ist, sind auch die Hochzeits-
feiern der Bäume vorbei. Myriaden von Früchten reifen nun
in der Stille, so wie Myriaden von jungen, hochzeitsfreudigen
Leben da oben unbemerkt ihre Hoffnung, ihren Höhepunkt des
Seins und ihr Mutterglück hatten. Es knospt, blüht, reift, vergeht
in ewigem Rhythmus fern vom Menschen da droben in den
Kronen mit ergreifender Gelassenheit und Selbstsicherheit. Wenn
man mich fragte, welche Art vom Leben ich für das vollendetste
und vornehmste halte, würde ich antworten: Das Leben des
Menschen ist das künstlichste und unnatürlichste, unruhigste und
unausgeglichene, das Leben der Bäume aber ist die Bornehmtheit,
die Ruhe, das Glück, die Dauer, die Harmonie selbst ...

Ein Gläschen Salzsäure wird gesucht.

Eine wahre Geschichte, erzählt von Howard F. Gibson.

Saß da in New York ein biederer Elektriker, nannte sich
Charlie Haggman. Der hatte eines schönen Tages von der Mil-
lionenstadt, ihrem Trubel und ihrer Arbeitslosigkeit — auf gut
deutsch gesagt — die Nase gründlich voll: „Schleunigst fort von hier!“

Gesagt, getan. Jemandem weiter dort hinten im Inneren
des Landes sollte ein Rest liegen, wo noch Milch und Honig flossen.
Also auf nach Williamstown! Das war sehr einfach zu beiver-
stelligen, denn der brave Charlie besaß aus besseren Zeiten her
einen Kraftwagen, und wenn man dem gut zusprach und nicht
zu viel von ihm verlangte, lief er noch. Natürlich nicht zu weit
auf einmal, und so wollte man Williamstown in kleinen Ab-
schnitten erreichen.

Also kletterte alles in den Wagen: Vater, Mutter, Tochter
und noch dazu ein Säugling von drei Monaten. Abo New York,
wir haben dich nie geliebt!

Die Fahrt war wunderschön. Sie hatte nur einen kleinen
Falen: Es zog ein wenig in der wackeligen Benzinkutsche, und
der Säugling fing zu husten an. Nicht schlimm, aber doch gerade
genug, so daß die Mutter einen Seufzer der Erleichterung aus-
stieß, als das Ziel der ersten Tagesfahrt erreicht war. In dem
kleinen Rest hausten Freunde aus alter Zeit, und die hatten sich
schon bereit erklärt, den Haggmans für eine Nacht Obdach zu

gewöhren. Dort wurde der Säugling nun warm eingewickelt, und bald ließ der Husten nach.

Frühzeitig sollte es am anderen Morgen weitergehen. Also verfügte man sich auch bald zu Bett. Da der Raum beschränkt war, sollte die New Yorkerin mit ihren Kindern und der Frau des Hauses in demselben Zimmer schlafen. Also unterhielten sich die Damen unvermeidlicherweise noch ein wenig, und dabei kam das Gespräch auch auf Babys bösen Husten: „Hoffentlich kommt er morgen nicht wieder!“

Die Freundin war gleich hilfsbereit: „Dagegen kann ich Ihnen ein Mittel mit auf den Weg geben. Einen Löffel voll davon, sobald es nötig wird, und der Husten hört gleich auf. Erinnern Sie mich morgen früh daran!“

Frau Haggman war recht dankbar. Aber gleichzeitig auch ein wenig ängstlich: „Wenn wir das nur nicht morgen vergessen! Wäre es nicht besser, heute Abend noch die Flasche bereit zu stellen?“ Die Freundin war kein Unmensch, stand also auf, ging in die Küche, kramte dort im Dunkeln in ihrem Schrank und kam zurück: „Ich stelle das Fläschchen hier auf den Nachttisch.“ Beruhigt schliefen beide Frauen ein.

Am nächsten Morgen fuhr Familie Haggman fröhlich weiter. Vorsichtshalber faßte die Frau noch einmal nach der Handtasche. Ja, das Fläschchen mit den Hustentropfen war da. Nun mochte kommen, was wollte. „Auf Wiedersehen, vielen Dank, laßt es Euch gut gehen!“ Der Haggmansche Wagen verschwand hinter dem nächsten Hügel.

Gegen Mittag nun suchte die freundliche Hustentropfen-spenderin etwas in ihrem Küchenschrank. Wo war nur die Salzsäure? Gestern noch ...

Ein entsetzter Schrei: Da standen noch die Hustentropfen, die sich seit fünf Stunden auf dem Wege nach Williamstown befinden sollten, und die Salzsäure war fort.

Der Polizeigewaltige dachte zuerst, eine verrückte Mäule zu ihm ins Amtszimmer. Aber als er die furchterliche Geschichte hörte, warf er wie ein Feldherr seine sämtlichen Truppen ins Gefecht: „Zwei Mann auf Motorrädern hinter den Leuten her! Telephonisch alle Polizeistationen, alle Sheriffs, alle Bürgermeistereien verständigen. Rundfunk alarmieren, soll SOS-Rufe ausstrahlen.“

Alles klappte wundervoll. In einer Stunde war der ganze Staat in Aufruhr. Eine Million Menschen wußte, daß eine Flasche Salzsäure verblüffend verfolgt wurde. Tausend Mann zu Fuß, zu Pferd, auf Krafträdern, in Wagen und im Flugzeug waren auf der Suche nach ihr.

Doch man fand sie nicht. Und das hatte seinen guten Grund. Denn weil der Frühlingstag so wunderschön war, hatten sich die Haggmans ein Plätzchen abseits der großen Straße im Walde ausgesucht, wo sie ein paar Stunden ruhen wollten. Sie hatten es ja gar nicht eilig. Und weil der Säugling ein wenig hustete, so gab ihm die Mutter rasch einen Löffel voll aus der Flasche. Sie wollte gerade wieder den Kork aufstecken, da stieß der Säugling ihr mit dem Fuß die Flasche aus der Hand. „Klax“, sagte das Ding, zerbrach und ergoß seinen Inhalt ins Gras.

Es war schon beinahe Abend, als die Haggmans aus ihrem lauschigen Winkel wieder ausbrachen und der großen Straße zustrebten. Und da fiel es über sie her wie eine Horde Wilder. Ein paar Schulkleute rasten heran: „Da sind sie! Wo ist die Flasche?“

Es dauerte ein wenig, bis die Haggmans wußten, was die Leute wollten: „Die Flasche zerbrochen? Das Kind hat davon getrunken? Es war Gift!“

Die Mutter fiel in Ohnmacht. Der Säugling schrie. Die Tochter brüllte. Der Vater rannte hinter den Schulkleuten her ins nächste Krankenhaus.

Der Arzt kratzte die Stirn: „Salzsäure? Raum an Rettung zu denken! Aber warum schreit das Kind nicht mehr? Merk-würdig!“

Die Antwort kam sofort. Eine Krankenschwester brachte sie: „Im Rundfunk wird bekannt gegeben: Salzsäureflasche gefunden. Stand neben Hustentropfen noch im Küchenschrank. In der verkehrten Flasche war nur destilliertes Wasser.“

Da in Amerika alle Begebenheiten sofort statistisch verarbeitet werden, so hat ein fleißiger Mann berechnet, daß die Geschichte mit der Hustentropfenflasche, die keine Salzsäure enthielt, den Staat New York 9781 Dollars und 47 Cents gekostet hat.

Spezialisten.

Von Gösta Törneqvist.

Vor ein paar Tagen war ich auf einer großen, flachen Ebene, als plötzlich ein schweres Gewitter ausbrach. Es ist ein erheblicher Unterschied, ob man bei einem Gewitter zu Hause, in einem Wald von Blitzableitern sitzt oder sich allein mit dem Gewitter auf dem platten Lande befindet. Man bekommt den Eindruck, daß man der einzige Gegenstand des Interesses für das Gewitter ist, und den Gedanken: „Der Blitz hat nichts außer mir, in das er einschlagen kann.“

Darum begrüßte ich alle vorbeifahrenden Autos mit Dankbarkeit. Es fiel mir dabei auf, daß sie ohne Ausnahme mit eingeschalteten Lichtern fuhren, obgleich es erst ½2 Uhr mittags war. Das tun sie vielleicht immer, wenn es donnert, ich habe mir Autos im Gewitter nie so genau angesehen. Jetzt dachte ich: „Was für einen Zweck hat es, im Gewitter mit eingeschalteten Lichtern zu fahren? Das muß doch die Aufmerksamkeit des Blühes noch mehr erregen.“

Das Gewitter ging vorüber, und ich begegnete meinem Freund, dem Studentat Petronel.

„Warum schalten die Autofahrer eigentlich die Lichter ein, wenn ein Gewitter ist?“ fragte ich.

„Wie soll ich das wissen?“ erwiderte der Studentat. „Du weißt doch, daß ich nur Englisch und Schönschreiben unterrichte.“

Ich bat um Entschuldigung, dachte an andere Sachen und lief dem Oberstudentat für Physik und Gesang, Dr. Emil Fuchswald, in die Arme.

„Herr Dr., Sie unterrichten doch in Physik“, sagte ich, „können Sie mir sagen, weshalb die Autolichter beim Gewitter eingeschaltet werden?“

„Vielleicht steckt sie der Blü an, was weiß ich“, sagte der Oberstudentat. „Das kommt in meinem Pensum nicht vor. Ich bin doch keine Autorität.“

Es dauerte eine Weile, bis ich so einer begegnete. Aber vor ein paar Tagen traf ich den berühmten Gewitterforscher, Professor Punders.

„Er muß es wissen, wenn überhaupt jemand!“ dachte ich und grüßte:

„Guten Morgen, Herr Professor, herrliches Wetter heute.“

„Ausgezeichnet! Der Blü hat an 78 Stellen eingeschlagen“, grollte der große Gewitterforscher.

„Herr Professor, würden Sie die Freundlichkeit haben, mir zu sagen, warum die Lichter der Autos beim Gewitter eingeschaltet werden?“

„Wie können Sie verlangen, daß ich das wissen soll?“ brüllte der Gewitterforscher verkehrt. „Glauben Sie, daß ein Gewitterforscher das geringste Interesse daran hat, was Autofahrer mit ihren Lichtern tun? Das müssen Sie einen Chauffeur fragen.“

Ich wandte mich an den Lastauto-Chauffeur Knödelwurz.

„Sagen Sie mal, Herr Knödelwurz, schalten Sie beim Gewitter immer ihre Lichter ein?“

„Zawohl.“

„Warum denn?“

„Weil ich gesehen habe, daß die anderen das auch machen. Da müssen Sie schon einen Gewitterforscher fragen. Aber Gewitter braucht man nichts zu wissen, wenn man einen Führerschein bekommen will.“

Das Spezialistentum ist ziemlich hoch getrieben. (Aus dem Schwedischen von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel.)

Vorher und nachher.

Er hielt, von ihrem Blick entzückt,
Im Arm die junge Braut.
Er sprach, von seinem Glück berückt,
Die Worte fest und laut:

„Wär ich auf See in einem Orkan,
Würde das Schiff versinken,
Würd ich im wilden Ozean
Hilflos und elend ertrinken,
Zuckten die Blitze vom Himmelszelt,
Lobten entfesselte Mächte,
Du wärst das letzte Wesen der Welt,
An das ich im Sterben dächte!“

Sie waren längstens schon getraut.

Man zankte ohne Sinn.

Da warf er ihr, und zwar sehr laut,

Die gleichen Worte hin:

„Wär ich auf See in einem Orkan,
Würde das Schiff versinken,
Würd ich im wilden Ozean
Hilflos und elend ertrinken,
Zuckten die Blitze vom Himmelszelt,
Lobten entfesselte Mächte,
Du wärst das letzte Wesen der Welt,
An das ich im Sterben dächte!“

Er sprach es jedoch in andrer Betonung,

Als damals in Rausch und seligem Glück.

Und so verließ sie denn seine Wohnung

Und ging empört zur Mutter zurück.

B u d.